

Wolfgang Wallner F.

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)



Inhaltsverzeichnis

Klein Hang wollte fliegen .....	2
Erinnerung an Franz Kisseneppner .....	4
Pfampfor versucht sich zu bedecken .....	6
Einsamkeit, eine Geschichte und deren Lehren aus der Stadtchronik.....	9
Die Dichter .....	12
Cogito ergo sum oder Brian´s Arsch und die Philosophen .....	13
Das Blatt .....	15
Die Schnecke .....	16
Wie es kam, dass ich die Genesis fertig schrieb.....	18
Erste Nacht .....	19
Achtung: Möglicher Missbrauch von Texten .....	20

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Klein Hang wollte fliegen.

Als Klein Hang erwachen musste, war er ungefähr fünf Jahre alt. Mit Staunen und Schmerz entdeckte er, dass er nicht fliegen konnte. Es war doch immer so einfach gewesen. Doch niemand seiner Familie konnte fliegen, vielleicht hatten sie es auch vergessen?

Er konnte sich noch genau daran erinnern. Stand immer auf dem rechten Bein, das linke in einer Linie mit dem Kopf parallel zur Erde, dann einfach das rechte Bein zum linken geben. Warum konnten sie alle das nicht? Hang wollte davon mitteilen, doch ging das nur über seinen Mund. Wo war er, das er, dessen Sein ihm doch immer bewußt war? Er war gar nicht so klein wie er immer wusste, nur ein Punkt ohne Ausmaße.

Niemand verstand jetzt mehr sein Fliegen.

Das Einzige, das sie ihm sagten war, dass zwei und zwei vier sei. Das konnte doch gar nicht stimmen. Wie konnte ein Baum und noch ein Baum und noch ein Baum ein Wald sein, wenn es doch ein Baum und noch ein Baum und noch ein Baum ist?

Im Laufe seines Lebens sagte auch er Wald und konnte nicht mehr einen Baum umarmen, da er ihnen allen angehören wollte, um nicht schmerzhaft seine Einsamkeit zu spüren. Jenen, die so aussahen wie er, wenn er in einen Spiegel sah und er akzeptierte, nicht fliegen zu können. Er lernte zu hören, zu sehen, zu denken wie alle, die seinem Spiegelbild glichen und sah bestätigt, dass es immer richtig ist, so zu sehen, zu denken, zu hören wie sie.

Sie lehrten ihm Zeichen zu deuten, die sie Buchstaben nannten und so verstand er bald, dass sie Recht hatten, wenn sie sagten, zwei und zwei sei vier und er vergaß ziemlich das Fliegen.

Er sah, dass eine Seite eines Buches aus ungefähr vierzig Zeilen zu je vierzig Buchstaben bestand, manchmal wunderte er sich darüber, dass er in einem Satz ein Wort verstand, das dort nicht geschrieben war und er vermutete, dass es zwei Welten gäbe. Eine die säuberlich in ihren Büchern stand und eine, die man sah, wenn man Musik hörte. In einer Welt konnte man fliegen und in einer nicht.

Er erkannte nach langen Jahren, dass der Raum in dieser Welt nur deshalb da war um die Zeit zu messen die notwendig ist, ihn zu durchschreiten und dass die Zeit nur erforderlich war um den Raum zu entdecken. So fragte er sich, wie es wohl morgen oder gestern aussehen wird oder aussah.

Und da er dabei sein linkes Bein anhob, sah er, dass er nur deshalb fragte, da auch er einen Raum darstellte und da er gestern doch war, auch der größere Raum gestern war.

Als er einschlief, träumte er von seinem Erwachen mit ungefähr fünf Jahren und fühlte seine damalige Verwunderung erneut als Schmerz. Wie konnte das sein, so fragte sich Hang, wenn doch gestern vorbei wäre: „Ich sehe dasselbe und fühle dasselbe, ist alles in mir existent?“

Als Hang das rechte Bein hob, sah er den Wald aus Ideen der Bäume und den Baum als Gedanke des Waldes und als er den Baum umarmte, umarmte ihn der Wald und dieser flüsterte ihm zu, dass zwei und zwei, zwei und zwei sei und auch vier und wenn zwei und zwei nicht vier wäre, könne es auch nicht zwei geben und da wusste er, dass es ohne diese Welt jene nicht geben könne.

Als Hang über den Hügel weiterflog, sah er neben sich seinen Bruder.

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Erinnerung an Franz Kisseneppner

Franz Kisseneppner war mein Vater, doch wusste und weiß weder er noch ich davon. Sicher, er hätte meine Mutter fragen können, ob er das tatsächlich tat, ist mir unbekannt, ich konnte sie nicht mehr fragen, da sie bereits Jahre vor meiner Geburt verstarb.

Mein Vater war Zeit seines Lebens stumm. Als das erste Mal ein Wort über seine Lippen kam, war er nicht mehr mein Vater, doch diese heutigen Erinnerungen sollen nur ihm, als meinem Vater gelten und die Erinnerung an einen Mann erneuern, der die größte Erfindung des homo sapiens konstruierte, den Lichtausschalter.

Ich entdeckte seine zukunftsweisende Erfindung, als mir ein Kollege sagte, diese Erfindung harrte noch ihrer Verwirklichung, was ich ursprünglich nicht zu glauben vermochte, da die logische Folge dieser angeblichen Neuigkeit (die er glaubte hiermit einzuführen), der Lichteinschalter (offensichtlich nur aus Bequemlichkeit simpel Lichtschalter genannt) doch bereits längst erfunden war. Mit dem Licht(ein)schalter konnte man doch die Finsternis beenden, also musste es auch einen Licht(aus)schalter geben, der diese Erscheinung begründet, leben wir doch in einem kausalen Universum. Der Kollege erklärte mit, dass eine solche Erfindung in keinem Lexikon vermerkt war. Natürlich weckte dies meine Neugierde. Ich nahm also mein 24-bändiges Universallexikon zur Hand und fand tatsächlich im Band dreizehn (Jqu - Kiu) auf Seite 2523 unter dem Namen meines Vaters diese Erfindung vermerkt (ein Hinweis auf dessen Biographie von Alexander Gustav Mreisel war angeführt). Mein Kollege, der dasselbe Lexikon besaß, schlug auf meinem Anruf die Seite 2523 auf, fand aber nach dem Wort „Kissen“ bereits als nächsten Begriff das Wort „Kklachsen“ erklärt, offensichtlich war dadurch seine Unwissenheit begründet.

Diese Unwissenheit versetzte mich in großes Erstaunen, da mein Kollege für sein phänomenales Erinnerungsvermögen bekannt war. Sein Gedächtnis reichte für eine minutiöse Rekonstruktion seines ganzen Lebens aus, wofür er dann ein Leben benötigte. Ob die von mir miterlebte Rekonstruktion die erste, zweite oder fünfte oder vielleicht doch das Originalleben war, konnte ich damals nicht beurteilen.

Natürlich empfand ich es als seltsam, dass mein Kollege das Stichwort Kisseneppner in seinem Lexikon nicht fand, jetzt nach jahrelangem Besinnen darüber, meine ich, dass er vielleicht doch aus einem früheren Leben berichtete, in dem in einer älteren Ausgabe das Wort Kisseneppner noch nicht aufgenommen, da dessen Bedeutung unbekannt war, doch musste ich ihn, den Gesetzen der Logik zufolge, schon damals angerufen haben, was in mir (um mich nicht weiter zu verwirren) nur den Schluss zulässt, dass dieses Leben (das rekonstruierte) eines gewesen sein musste, das nach der Erfindung des Telefons jedoch vor der des Lichtausschalters original stattfand.

Mreisels Biographie des Franz Kisseneppner wäre natürlich ein probates Nachschlagewerk um mehr über diesen unbekanntem Mann zu erfahren dachte ich und nahm mir für den nächsten Tag vor, eine Buchhandlung oder Bibliothek aufzusuchen. Eine Nacht wollte ich darüber noch schlafen, denn immerhin war mir die Existenz oder Nichtexistenz eines Lichtausschalters ziemlich gleichgültig, es war doch die Idee meine Kollegen gewesen.

In der diesem Tag folgende Nacht träumte ich, mit meinem Kollegen durch eine unendlich heiße Wüste zu gehen. Wir beide waren dem Verdursten nahe, als ohne jeglichem Vorzeichen eines Wunders ein solches geschah und vor uns ein Mann lag.

Er sah genau so aus wie ich!

Ich fürchtete schon ein böses Omen, dachte, dass ich dieser Mann wäre und mir in einer Erscheinung mein zukünftiges Verdursten prophezeie. Doch als wir näher kamen, erhob sich der Mann, gab uns Wasser und ging ohne ein Wort zu sagen der nächsten Düne zu.

Als ich am Morgen meinen Kollegen, der mit mir in meinem Traum war, anrief um ihm diesen merkwürdigen Traum zu erzählen, fragte er sich, wer von wem der Doppelgänger war, ob ich geträumt hätte von einem anderen Wasser zu erhalten oder einem anderen Wasser zu geben und ob ich oder mein Doppelgänger träumte. Nachdem ich das nicht wusste und auch nicht wusste, woher der Rekonstrukteur eigentlich über diesen Traum seine Erfahrung bezog, gab ich keine Antwort.

In der dritten Leihbibliothek fand ich endlich die gesammelten Werke Alexander Gustav Mreisel. Es gab zwölf Bände Mreisel (mit einem dünnen Ergänzungsband) wovon der achte die Biographie Kisseneppners enthielt. Ich wischte den Staub von diesem Buch, gab dem Bibliothekar Name und Adresse und ging heim.

Als ich das Buch daheim aufschlug, wunderte ich mich etwas, dass dies eine Zweitaufgabe aus dem Jahre 1796 war, wo doch damals gar kein Telefon erfunden war und ich daher mit meinem Kollegen nicht telefonieren konnte. Der Zahlenmystik freundlich gesonnen, nahm ich also mein Universallexikon zur Hand, schlug die Seite 1796 (im zwölften Band Hux - Jps) auf. Da stand unter dem Stichwort „ich“, Sohn des F. Kisseneppner, 1896 - 1948, siehe Kisseneppner, Band 13, was ich befolgte aber feststellen musste, dass diesmal sich im Band dreizehn kein Kisseneppner mehr befand. War es tatsächlich möglich, durch einen Telefonanruf das Weltgeschehen zu ändern? Konnte ich durch diesen Anruf ein immerfort währendes Rekonstruieren eines immer gleichen Lebens mit einer Nuance bereichern und damit das Leben meines Kollegen verlängern?

Ich nahm wieder die Biographie zur Hand.

Sie begann auf Seite 5 mit den Worten: Franz Kisseneppner war mein Vater, doch...

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Ptamphor versucht sich zu bedecken

Da er die Kälte des Windes verspürte, blieb Ptamphor bei dem Geschäft stehen, in dessen Schaufenster - wie es derzeit so üblich ist - in fremder Sprache gebrauchte Kleidungsstücke zum Verkauf angepriesen wurden. Er sah an sich herunter und merkte, dass er nackt war. Im Geschäft saß ein älterer, kleiner Mann, dessen Haare streng von links nach rechts gekämmt, nur schwer seinen schütterten Haarwuchs zu verdecken vermochten. Er hatte für sein kleines, verknittertes Gesicht unverhältnismäßig große Ohren, die bei jedem Kauen an einem Brot, mit dem er sich zurzeit beschäftigte, auf und ab gingen. Neben sich hatte er eine offene Thermosflasche stehen, in der sicher Kaffee versuchte warm zu bleiben.

Da der Verkäufer oder vielleicht sogar Besitzer des Ladens Ptamphor überhaupt nicht beachtete, sondern mit seinem ganzen Wesen mit der Mahlzeit beschäftigt schien, ging Ptamphor an ihm vorbei zu den vielen langen Stangen, an denen die in der Auslage angepriesenen Waren hängen. An jedem Kleidungsstück hing ein Schild.

Ptamphor nahm einen langen, dicken, grauen Mantel von der Stange, zog ihn an und betrachtete sich im Spiegel. Eine imposante Figur machte er darinnen. Es schien ihm, dass seine Schultern mächtiger aussahen und wahrscheinlich durch die Art und Farbe des Stoffes sein Gesicht an Schneidigkeit gewann. Der Mantel wärmte ihn ungemein, so dass sein Blut in Wallung geriet und Ptamphor ein Gefühl der Machbarkeit aller Dinge, Stolz, Mut und Überlegenheit verspürte. Diesen Mantel wollte er besitzen, koste er auch was er wolle. Dieser Mantel war seinen Preis jedenfalls wert, verlieh er seinem Träger doch unbegrenzte Macht. Ptamphor sah auf das Schild, doch konnte er den Preis nicht finden, waren dort doch nur vercodete Angaben gedruckt.

„Diesen Mantel möchte ich“, sagte Ptamphor zu dem noch immer essenden Mann, „was soll er kosten?“

Ohne Ptamphor anzusehen, nahm der Zerknitterte das Schild in die Hand, lies es wieder herabhängen, nahm sein Brot und sagte: „Den Mantel kann sich jeder leisten, er kostet das Leben.“

Ptamphor sah den Alten verwirrt an.

„Ja, jeder Mensch hat ein Leben, und so kann jeder diesen Mantel kaufen“, sagte der Verkäufer oder Besitzer.

„Ich habe doch nur ein Leben, was soll ich als Toter mit einem Mantel und überhaupt, was ist das für ein seltsamer Preis?“

„Niemand muss diesen Mantel gleich bezahlen“, antwortete der Alte „mit etwas Glück kann man ihn jahrelang ohne Bezahlung tragen, die Zinsen zahlen vielleicht auch andere, es kommt ganz darauf an. Außerdem hat dieser Mantel einem General gehört, er fiel im letzten Krieg, also ziemlich neue Ware. Man könnte ihn noch viele Kriege tragen.“

Verstört ging Ptamphor zurück zur Kleiderstange. Als er beim Spiegel vorbeikam sah er hinein und merkte erst jetzt, dass der Mantel in der Höhe des Herzens eine Einschußöffnung hatte. Ptamphor untersuchte das Loch genauer und als er sehen wollte, ob das Loch auch durch das Futter ging, öffnete sich sein Gesichtsfeld und er sah eine rauchdurchzogene, weite

Ebene auf der mit stolzen Schritten ein einsamer Soldat auf einer Unmenge verkohlter Leichen ging. In dem Moment, als Ptamphor erschreckt aufsaß, glaubte er im Spiegel oberhalb des Mantels sein Gesicht als grinsenden Totenkopf zu erkennen. Er zog den Mantel rasch aus und hängte ihn ganz hinten auf die Stange. Diesen Mantel wollte er ganz bestimmt nicht.

Etwas vorsichtiger ging er die Ablagen entlang bis zu einem schönen, schwarzen Mantel den er probierte. Dieser Mantel verlieh ihm Würde, fand er, als er in den Spiegel sah, obwohl der Mantel die Bewegungsfreiheit der Hände etwas einschränkte.

Im selben Zeremoniell wie vorhin sagte der Alte: „Dieser Mantel kostet die Freiheit des Denkens.“

Da Ptamphor etwas unheimlich zumute war, wollte er den Laden rasch verlassen, erklärte sich mit dem harmlos klingenden Preis einverstanden und hörte nur mehr halb hin als der Verkäufer ihm beim Verlassen des Lokales noch sagte: „Ist auch eine günstige Gelegenheit, gehörte einem Bischof. Umtausch möglich.“

Die nächsten Tage verbrachte Ptamphor in einer eigentümlichen Stimmung. Irgendetwas in ihm war unentwegt auf der Suche nach einem ihm bisher nicht so bewussten Guten in ihm. Was dieses Gute sein sollte, lehrte ihm ein Buch in der Tasche des Mantels, den er aus dem Laden geholt hatte. Er verabscheute Seiten in ihm, denen er früher durchaus auch angenehmes abgewonnen hatte, die er als Teil seiner selbst akzeptiert hatte. Nur mehr diese eine Wahrheit des Guten war für Ptamphor erstrebenswert alle anderen Wahrheiten seines früheren Selbst mussten weichen.

An einem dieser Tage ging Ptamphor über den Marktplatz, der Kirche zu, die ihn in dieser Zeit geradezu magisch anzog und in der er viel Zeit verbrachte. Auf den Stufen zur Kirche saß ein Mann, der ihn um eine Gabe bat. Diese Bettlerei ging ihm schon die ganzen Tage auf die Nerven.

„Bitte helfen Sie mir“, sagte der Mann.

„Warum sollte ich Ihnen helfen sollen?“ antwortete Ptamphor.

„In meinem Land ist Krieg, ich habe drei Kinder verloren und noch zwei Kinder zu versorgen, ich bin krank geworden und habe nichts zu essen.“

Ptamphor griff gedankenverloren in die linke Tasche seines Mantels. Als er sie wieder heraus zog, bemerkte er ein Buch in seiner Hand, das er dem Mann gab. Es hieß „Hiob“.

In dieser Nacht träumte Ptamphor, dass die ganze Welt brannte, alle Menschen sich in Not krümmten und vor Schmerzen brüllten. Nur er kniete auf einem Hügel und betete in verklärter Mine zu seinem höchsten Wesen, nur er war der von diesem Wesen auserwählte und nur er konnte die Welt retten, doch in seiner Verzücktheit war ihm gerade diese zu seinem Wesentlichsten geworden.

Am nächsten Tag zog er den Mantel gar nicht mehr an sondern packte ihn nur mehr unter dem Arm und rannte zurück zum Laden.

Ptamphor warf dem Alten, der neben sich wieder eine offene Thermosflasche stehen hatte, den Mantel auf das Verkaufspult: „Haben Sie nicht einen Mantel, der für mich passt?“

„Diese Mäntel sind alle aus zweiter Hand. Vielen haben sie gepasst. Es liegt nur an Ihnen, dass Sie sich dadurch behindert fühlen. Die ursprünglichen Besitzer der Mäntel fühlten sich darinnen sehr wohl. Wir haben zum Beispiel hier Karl Marx` Mantel, sogar den Umhang Mohammeds, den Mantel Einsteins und bekannter Wirtschaftswissenschaftler. Aber auch Kleidungsstücke von unbekanntem Menschen. Sie alle haben ihr Gewand ausgefüllt. Dass Zweitbesitzer manchmal damit nicht zurechtkommen, kann ich mir nicht erklären. Natürlich kosten alle ihren Preis, doch ist dieser bei einiger Anpassung leicht zu bezahlen. Der Preis dafür ist nur ein kleines Stück Freiheit. Bisher waren alle Kunden gerne bereit, ein kleines Stück Freiheit dafür zu bezahlen. Aber ich kann Ihnen auch ein Angebot machen, das derzeit bei den Kunden besonders beliebt ist. Ich kann Ihnen aus Teilen verschiedener Kleidungsstücke ein passendes Stück machen. Mit etwas Glück passen die Teile zusammen, die bisherigen Kunden lernten alle bereitwillig damit umzugehen. Und wenn Sie wollen.....“

Entsetzt verließ Ptamphor den Laden.

Als er in die Auslage sah, konnte er erkennen, dass er noch immer nackt war, aber er entschied, dass er warten wollte, bis ihm ein Pelz gewachsen war.

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Einsamkeit, eine Geschichte und deren Lehren aus der Stadtchronik

I. Josef

Tatsache war, dass Josef, wie sie ihn später nannten, in einem großen Gebiet aufwuchs, in dem sich außer ihm keine Menschen befanden. So sollte es auch uns jetzt nicht weiter interessieren, wie er dorthin kam, noch dazu wäre jegliche Nachforschungen nach der Herkunft Josefs sinnlos, da darüber keine schriftlichen Aufzeichnungen existieren und sich niemand daran erinnern kann. Josef selbst hatte darüber nie gesprochen, so wollen auch wir keine Vermutungen darüber anstellen, umso mehr das ohnehin für unsere Geschichte unwesentlich ist.

Josef war kleiner als die einjährigen Fichten als er sich seiner selbst bewusst wurde. Bewusst seiner eigenen Gefühle, die er empfand, wenn er durch den Wald ging oder sich an einem Baumstamm gelehnt zur Ruhe setzte. Er fühlte sich mit seiner Umgebung, mit allen Pflanzen und Tieren, ja sogar mit dem Wind, den Sonnenstrahlen und dem Regen eins, erkannte oder erfüllte viel mehr seinen Daseinsinhalt und den der ihn umgebenden Erscheinungen. Es war ganz einfach richtig und gut, dass von den Pflanzen der Samen fiel, dass aus ihm neue Geschöpfe erwachsen oder von Tieren oder ihm selbst gegessen wurde. Josef konnte mit den Tieren und Pflanzen reden, wir würden das vielleicht einen inneren Dialog nennen, denn er sprach natürlich nicht wirklich mit ihnen. Es war mehr ein Austausch der Gedanken und Gefühle, ein Austausch des eigenen Seins, das zu einem tiefen Verständnis der eigenen Rolle und der Gesamtheit führte.

Als er eines Tages an den Rand des Waldes kam, sah Josef vor sich eine große Menge Wasser, das sich in eine Richtung bewegte. Josef kannte Wasser bisher nur von den Regentropfen und obwohl ihm diese erzählten, dass sie sich zu einer großen Einheit sammeln, ihre Erscheinungsform wandeln, auf Sonnenstrahlen zum Himmel wandern können um wieder als Regen zur Erde zu fallen, hatte Josef doch noch nie einen Fluss gesehen.

„Wo geht ihr jetzt hin?“ fragte er den Fluss. „Folge uns einfach“, war die Antwort.

So ging Josef den Fluss entlang. Als er Durst verspürte, beugte er sich an einer stillen Stelle über das Wasser und erschrak. Da spiegelte sich ein Gesicht. Als er sich näher beugte, kam auch das Gesicht näher. Von der Seite besehen, neigte sich auch das Gesicht zur Seite. Das war er selbst! Verblüfft über diese Entdeckung setzte er sich an den Rand des Wassers. Bisher dachte er nie darüber nach, dass die einzelnen Dinge seiner Umwelt sich von anderen unterschieden. Alles um ihn hatte ein eigenes Wesen, das im Einklang mit allem anderen war. Grundsätzlich gab es dabei keine Unterschiede. Sehen war etwas anderes als Fühlen! „Du hast deine Unschuld verloren, lerne und verzweifle nicht“, raunte ihm das welterfahrene Wasser zu.

Josef ging wochenlang die Windungen des immer breiter werdenden Wassers entlang. Eines Tages sah er in der Ferne merkwürdige Formen, die er vorher noch nie gesehen hatte. Ganz gerade Linien. Es war eine Stadt und kurz darauf begegnete Josef zum ersten Mal anderen Menschen . . .

Wenden wir uns jetzt den vor kurzer Zeit aufgefundenen Aufzeichnungen Josefs zu. Josef schreibt über die weiteren Entwicklungen:

„Zurückblickend nahmen mich die Menschen neugierig auf. Sie gaben mir zu Essen und lehrten mir ihre Sprache, obwohl ich nie verstand, wozu das umständliche Bilden von Lauten nützlich sein konnte. Wenn mir jemand erzählte, dass er nass geworden sei, konnte ich nie in ihm das Gefühl des Taues oder des lebensspendenden Wasser entdecken.

Ich denke, dass irgendetwas in den Menschen die Gefühle, die von anderen Menschen durch Worte ausgedrückt werden, in unpersönliche Informationen umwandelt. Sie horchen nur der Worte, verstehen sie aber nicht und es scheint ihnen wichtiger selbst zu reden, als sich anderen einzufühlen und den Menschen als Gesamtheit zu verstehen. Manchmal meinte ich zu erahnen, dass sie darüber froh sind, sich nicht selbst öffnen zu müssen. Und trotzdem sind sie unzufrieden, müssen immer mehr Besitztümer anhäufen um zu zeigen, dass sie existieren. Ihnen wurde gelehrt, dass nur der ist, der hat. Um mehr zu sein, müssen sie immer mehr haben. Wenn sie nur einmal in den Fluss sehen würden, könnten sie doch erkennen, dass sie sind. Ich fühle mich alleine, ich kann nicht einmal meinen Baum fühlen.“

Josef wurde Bürgermeister der Stadt und erhängte sich zwei Jahre später auf einer Eiche, unter der sein Lieblingsplatz gewesen war.

## II. Gescheite Bemerkungen aus der Stadtchronik:

K. Lehner, Pfarrer: „Obwohl den verschiedenartigsten Publikationen zu entnehmen ist, dass der einzelne Mensch in der moderne Gesellschaft trotz vieler sozialer Errungenschaften immer mehr vereinsamt, bin ich der Ansicht, dass diese Erscheinung ein andauerndes Problem des Menschen und der Preis für das Erlangen seines Bewusstseins ist. Das Buch Genesis des alten Testaments beschreibt einen ‚paradiesischen‘ Zustand, in dem alle Lebewesen zufrieden lebten. In diesem Paradies lebten zwei Menschen, die ursprünglich sogar nur ein Wesen waren. Aus diesem Zustand wurden die beiden Menschen vertrieben, als sie den Wunsch nach Gottesgleichheit empfanden und die Erkenntnis über Gut und Böse erlangten. Sie bedeckten ihre Blöße und wurden sich ihrer Unterschiede bewusst.

Der christlichen Lehre entsprechend, wurde ihnen dadurch der Weg zum Baum des Lebens versperrt und nur Jesus, der die allumfassende Nächstenliebe predigte, konnte den Weg zu diesem Baum wieder eröffnen“.

F. Moser, Lehrer: „Jesus lebte vor zweitausend Jahren und der Baum des Lebens scheint weiter denn je“.

S. Hauser, Wirt: „Der Evolutionstheorie nach, entwickelte sich der Mensch aus niederen Arten und bildete nach und nach ein Gehirn in der heutigen Größe, das ihn letztendlich dazu befähigte zu sagen: ‚Ich denke, also bin ich‘.

Durch die Möglichkeiten dieses Gehirnes konnte er erstmals schmerzhaft eine Getrenntheit von seiner Umwelt und dadurch Einsamkeit erfahren. Da Einsamkeit in einer nunmehr feindlich empfundenen Umgebung tödlich war, musste er ein Mittel zur Verständigung entwickeln, das selbe Gehirn, das ihm seine Getrenntheit zu entdecken ermöglichte, ermöglichte ihm auch die Entwicklung einer Sprache, die zum Austausch von Informationen immer wichtiger wurde. Diese Entwicklung gab dem Menschen unentbehrliche Hilfe in seinen Bestrebungen zu überleben, aber ursprünglich sicher keine Möglichkeit seiner immer mehr bewusstwerdenden Getrenntheit zu entfliehen, da die Ebene seiner Gefühle nur äußerst unzulänglich in Worte gefasst werden konnte.

Wenn uns heute ein Poet seine Gefühle mitzuteilen versucht, können wir bestenfalls ein schmerzliches oder erbauendes ‚Ziehen in unserer Brust‘ empfinden, diese unsere Empfindung

hat jedoch nicht ursprünglich mit den geschriebenen Worten zu tun, da sonst ja auch dieses Gefühl bei allen Menschen zu jeder Zeit und im gleichen Maße erzeugt werden müsste, Kunst also normierbar wäre. Das ist jedoch unzweifelhaft nicht der Fall. Das ‚Ziehen in unserer Brust‘ ist nur ein Anzeichen dafür, dass in uns Gefühle geweckt wurden, die aber nicht dieselben sein müssen, wie die des Poeten“.

Dornarr: „Die Unmöglichkeit der Überwindung der Getrenntheit führte zu Philosophien, die, ähnlich der Lehren Jesus und anderer Religionsbegründer, ein Zusammenwirken der Kräfte des Einzelnen mit der Begründung der grundsätzlichen Gleichberechtigung forderte. Diese Entwicklung führte zur Aufklärung, zur Französischen Revolution und zum Kommunismus. Während das Christentum die Gleichheit des Menschen mit der Aufforderung ‚Liebe den Nächsten wie dich selbst‘ verband (es scheint also, dass Jesus auch das Problem der Vereinsamung, der Getrenntheit erkannte), forderte der Kommunismus die Gleichwertigkeit der Menschen mit der Begründung der Solidarität: ‚Es darf dem Anderen nicht schlecht gehen, damit es Dir selbst nicht schlecht geht‘. Der Kommunismus fordert soziales Handeln aus egoistischen Gründen, das Christentum aus Gründen der Liebe, die sich eigentlich nicht von dem Gefühl der Einheit unterscheidet“.

G. Moser (Frau des Lehrers): „Eine Voraussetzung der Liebe ist Toleranz. Wenn ich für meine Taten in jedem Fall eine logische Begründung finde, meine Taten also nie als ‚böse‘ betrachte, muss ich dies auch meinen Mitmenschen zubilligen. Wenn auch die Folgen einer Tat durchaus auch schlecht und böse sein können, müsste ich voraussetzen, dass die Gründe für die Tat nur daraus entstanden sind, dass der Verursacher in größtmöglicher Übereinstimmung seines Inneren mit seinem Äußeren handelte und daher dem kategorischen Imperativ Kants durchaus entsprach. Die Frage der Verantwortung oder die des Determinismus ist eine andere und soll hier nicht behandelt werden.

Tatsächlich scheint es so zu sein, dass der Mensch ‚zwei Seelen in seiner Brust‘ besitzt. Eine sehnt sich nach der Einheit und eine möchte die eigene Hervorragendheit bestätigt sehen. Eine ersehnt die biologische Stellung als Leitaffe, die andere, oder noch fataler, der andere Teil der Seele ersehnt die allumfassende Liebe. Die Folge ist die, dass wir, da wir nicht alle Leitaffen werden können, uns immer mehr anstrengen müssen, unsere Besonderheit und unsere Fähigkeit zum Leitaffen zu beweisen.

Dazu könnte uns unser Gehirn dienen, tatsächlich ist es jedoch viel einfacher Güter anzuhäufen um uns selbst ein hervorragendes Gefühl zu vermitteln. Da jedoch das Bedürfnis nach Hervorragung dem Bedürfnis der Einheit (=Liebe) diametral entgegengesetzt ist, entsteht ein immer größer werdendes Gefühl der Getrenntheit und ein immer größer werdendes Bedürfnis Güter anzuhäufen, um die Leere der Einsamkeit zu verdrängen“.

Haratzburgg (Arzt): „Um diesen uns quälenden Teufelskreis zu entkommen, gäbe uns die Kunst jeglicher Richtungen Hinweise. Doch die schizophrene Seele hat auch hier ihre Probleme und so wird scheinbar im vermehrten Maße Kunst konsumiert und wie konkrete Gegenstände angehäuft. Die Folgen dieser kurz angedeuteten Entwicklungen ist eine immer weiter fortschreitende Entfremdung vom eigentlichen Sein und eine Vereinsamung, die sich in allen Lebensaltern äußert“.

M. Elfe (Stadtschreiber): „Fangen wir in ganz kleinen Schritten damit an, die Vereinsamungen zu beenden. Lernen wir unsere wahren Bedürfnisse zu erkennen. Wenn wir da ganz genau unserem Inneren lauschen, könnten wir vielleicht erkennen, dass unsere wahren Bedürfnisse einfach in einem Gespräch mit unseren Mitmenschen liegen. Dann bräuchten wir ‚nur‘ mehr zu lernen, uns im Gespräch zu öffnen, zuzuhören, Verständnis zu üben, um dann die Einheit erleben zu können“.

**Josef aber war unwiderruflich tot!**

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Die Dichter

Sie ritzen sich die Hand, es kam Blut heraus.

„Seht her, das ist das Leben“, riefen sie und: „lernt“.

„Schönheit wollen wir und nicht Blut. Nach einem langen Tag der Arbeit und Entbehrung wollen wir kein Blut“, war die Antwort.

Mit dem Messer öffneten sie ihren Bauch, so dass die Eingeweide heraustraten: „Nehmt doch, seht wir haben keine Haut, die uns trennt“.

Einer kam und sagte: „Du“.

Und dieses Du war der Spiegel der Welt und der Anfang und das Ende. Die Hochzeit mit dem Unbewußten.

Doch sie verstanden nicht und sagten: „Wir“, und führten damit die Trennung wieder ein.

Dem ist eigentlich nichts mehr hinzuzufügen.

Vielleicht die Frage: „Warum?“

Wer ist vermessener, der Dichter, der die Welt seiner Bedürfnisse schaffen will, der Lehrer, der versteht und oft nur anfangs Idealismus und Freiheit weitergeben will oder der Schüler, der einem Zweck folgt?

Gibt es hier jemanden zu bedauern?

Ist nicht jeder ein Ausdruck des Lebens?

## Kurzgeschichten (eine Auswahl)

### Cogito ergo sum oder Brian´s Arsch und die Philosophen

„Die höchste Vollendung des Intellekts ist es, über sich selbst hinauszugehen und dadurch zu wissen“, zitierte Brian Plotin und er dachte weiters: „Sokrates´ Untersuchungsmethode war eine des Fragens und Antwortens. Wie James Joyce vermutete, machte Sokrates diese Entdeckung dank seines Weibes Xanthippe als sie ihn fragte, ob er eigentlich jemals nachdachte.“

„Was ist Wissen?“ fragte Platon, „ist es eins mit der Sinneswahrnehmung, ist es rein geistig? Nein, denn dann wäre es unmöglich, einen Irrtum zu begehen.“

„Wir sind zu schwach, um mit der bloßen Vernunft die Wahrheit zu finden, die Lösung ist, die intellektuelle Überheblichkeit aufzugeben und den eigenen Willen in Gottes Willen aufgehen zu lassen“, warf Augustinus ein.

„Wem auch immer dein Herz anhänget und sich anvertrauet, das ist wirklich dein Gott.“ Mit diesem Wort Luthers wollte Brian auf die Gefährlichkeit des Einwurfes Augustinus´ aufmerksam machen, doch gingen die Worte unter, da in diesem Moment Descartes die Türe öffnete, hereinkam und die Aufmerksamkeit auf sich zog: „Am 10. November 1619 hatte ich einen Traum, der mich davon überzeugte, dass wahres Wissen allein aus der menschlichen Vernunft kommen muss. Weil unsere Sinne uns manchmal täuschen, muss ich annehmen, dass nichts so ist wie es scheint. Woher weiß ich, dass ich hier bei Brian bin? Ich kann nicht gewiss sein. Ich könnte träumen oder einer Sinnestäuschung unterliegen oder ein böser Dämon könnte mich betrügen. Das einzige, woran ich nicht zweifeln kann ist, dass ich etwas denke, selbst wenn ich denke, dass ich träume oder betrogen werde oder denke, dass ich keinen Körper habe. Das ist es! Ich denke, also bin ich! So entschied ich, dass ich das ohne Bedenken als ersten Grundsatz der Philosophie, die ich suchte, ansetzen könne.“

Brian dachte, dass Descartes damit beweist, dass nur ich existiere, nicht aber die Außenwelt, doch er traute sich nicht Descartes zu widersprechen, das machte ohnehin soeben Berkeley: „Esse est percipi, Sein ist wahrgenommen werden, Brian existiert, weil ich ihn wahrnehme. Wenn ich den Raum verlasse, existiert Brian weiter, weil Gott ihn wahrnimmt. Gott nimmt alles wahr, auch unseren wahrnehmenden Geist und stellt so die Existenz sicher.“ „Meine Schwierigkeit ist die, dass die Idee kausaler Verknüpfungen ein Phantasieprodukt ist“, bemerkte Hume, „wie können wir sicher sein, dass zum Beispiel beim Kegelscheiben die Kegel deswegen fallen, weil ich die Kugel schiebe?“ Brian, der Humes Kegelspiel kannte, dachte, dass wir bei dem Können Humes ohnehin nicht sicher sein können, dass die Kegel fallen, er unterließ aber die Bemerkung. Als Kant nun erklärte, dass für jedermann Raum und Zeit als reine Anschauungen a priori gegeben und absolut sind, den Sinneseindrücken vorausgehend und von ihnen unabhängig, hörte gerade niemand zu. Brian dachte, dass man jeden Philosophen so hören sollte, als ob die von ihm gegebene Interpretation durch seine Interpretation zu einem allgemeinen philosophischen Gesetz werden sollte, als Marx sagte: „Unser Materialismus setzt voraus, dass die gesamten natürlichen Lebensbedingungen und die Natur eine gegenständliche Wirklichkeit außerhalb des menschlichen Geistes haben. Der

Mensch ist aber ein Teil der Natur. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Brian schwirrte der Kopf und als wieder die Türe aufging und ein Schwall neuer Philosophen eintrat, Wittgenstein sagte gerade, dass, wovon man nicht sprechen kann, darüber man schweigen muss, reichte es ihm und er gab folgenden Unsinn von sich: „Leckt´s mich alle am Arsch!“

Warum das Unsinn war, zeigt uns eine Gegebenheit, die gleichzeitig in Pasadena stattfand. Dort, in einem Labor, entfernte Dr. Jones die Elektroden aus dem in einer Nährlösung liegenden Gehirn, nahm den Streifen aus dem Enzephalographen, wunderte sich über die „verzweifelten“ Beta-Wellen und nahm sich vor, morgen dem Gehirn Brian 1, die Stromstöße in das limbische System zu schicken.

Brian hatte leider keinen Arsch.

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Das Blatt

Eben, als er sich bücken wollte, um das Stück Papier vom noch feuchten Boden der Straße aufzuheben, kam der Bus. Es war schon ziemlich spät, und als er den Platz in der letzten Reihe sah, hatte er das Papier eigentlich schon wieder vergessen. Solche Papiere erweckten zwar oftmals seine Neugierde, doch jedes Mal war er, falls dort Worte geschrieben waren, von deren Banalität enttäuscht. Nie fand er die Worte, die er suchte und von denen er ahnte, dass sie für ihn wichtig wären. Es konnte doch nicht möglich sein, nirgends eine Antwort auf seine Fragen zu finden. Wie solche Blätter, allerdings bei trockenem Wetter, fühlte er sich. Von der Sonne ausgebleicht, vom Wind herumgeweht, voll Banalität oder Leere.

Nicht immer war es so gewesen. Voll Lebendigkeit und Versprechen für die Zukunft war seine Kinderzeit. Durstig nach Wissen hatte er begierig gesaugt, doch was er eigentlich suchte, war nicht einzusaugen gewesen. Das Saugen wurde zum Selbstzweck und er suchte nur mehr in den Blättern, die zufällig am Wegrand lagen und die genau genommen anderen unwichtig waren.

Das Blatt wurde vom nächsten Auto aufgewirbelt und flog auf den Gehsteig, wo es mit dem Rücken nach unten liegen blieb.

Der Straßenkehrer hob das Blatt auf, warf es in seine Truhe, wunderte sich ein wenig über das, was er lesen konnte und dem er keinen Sinn zuordnete. Stand dort doch; „Treffen dich morgen bei Sonnenaufgang, Gleicher Platz, gleiche Zeit wie immer. Ich warte auf dich. Dein Leben.“

## *Kurzgeschichten* (eine Auswahl)

### Die Schnecke

Sie verspürte fast so etwas wie einen Drang, sich ein kurzes Stück weiter zu bewegen. So weit war der Weg gewesen und jetzt hatte sie guten Grund zu glauben, es sei nur mehr eine kurze Strecke, die zu bewältigen war. Sie hatte nie wirklich gewusst, was eigentlich vor ihr lag, und niemand hätte ihr sagen können, was sie erwarten würde. In einigen alten Überlieferungen wurde den Absolventen des Weges großes, unsagbares Glück prophezeit, doch wurde auch nie vergessen, vor dem Weg zu warnen.

Bis hierher gab es einige Wegweiser an den Kreuzungen, doch Wegweiser werden nur dann aufgestellt, wenn zu erwarten ist, dass viele den Weg suchen. Der Weg, auf dem sie sich nun befand, war eigentlich kaum mehr als solcher zu erkennen.

Manchmal versuchte sie, sich in Erinnerung zu bringen, warum sie sich eigentlich auf dem Weg befand. Es war keineswegs zu erwarten, dass am Ende des Weges eine Art Schlaraffenland war. Im Gegenteil, der Weg führte bisher durch immer kargere Landschaften, die immer dünner besiedelt waren. Die Anderen blieben offensichtlich lieber in den bereits erforschten Gebieten, wo die bisherigen Kolonien auch eine Art Infrastruktur angelegt hatten.

Obwohl es genau genommen ohne Bedeutung ist, habe ich es bisher verabsäumt zu erzählen, dass die Protagonistin eine Schnecke ist. Eine Vertreterin dieser häufigen Schneckenart, die ihr braunes Haus am Rücken mit sich trägt und relativ groß ist. Eine Besonderheit an Schnecken ist bekanntlich, dass sie sich auf einer sensiblen Schleimschicht, praktisch am Bauch kriechend fortbewegen. Diese Weise der Fortbewegung bedingt eine Bedächtigkeit und eine vorherige genaue Überlegung des Zieles und des Lohnes, da die Kontaktfläche zum Boden zum Unterschied von den meisten anderen Lebewesen verhältnismäßig groß und daher sehr anfällig für Verletzungen ist. Dadurch kann sich eine Schnecke nur sehr langsam weiter bewegen. Ein unbedingter Vorteil ist aber die feuchte Verbindung zum Untergrund, zum Boden. Die Feuchtigkeit bringt ein wohlthuendes Fühlen der Erde, und jeder Schnecke ist ihre Erdverbundenheit bewußt. So ist die Fortbewegung einer Schnecke immer eine sanfte Liebkosung des Untergrundes, der diese zurückgibt.

Die Art der braunen Schnecken ist gegenüber den anderen Arten dadurch bevorzugt, dass sie über eine gewaltige Geräuschsensibilität verfügt. Die Geräusche werden von ihren Fühlern aufgenommen, wandern zum Schneckenhirn und werden dort in Schneckeninformationen umgewandelt. In den meisten Fällen dient dieses Organ der Warnung vor Gefahren, aber auch der Wahrnehmung von Futtermöglichkeiten, da die Natur voll der verschiedenartigsten Töne ist. Manchmal werden Schnecken geboren, deren Gehirne die Töne zu einer Melodie verarbeiten können, doch bringt eine solche Fehlmutation keinerlei Vorteile für das Überleben. Solche Schnecken wandern meistens irgendwohin aus, keine Schnecke hat diese jemals wieder gesehen, eigentlich sterben sie aus.

Unsere Heldin konnte auch Musik hören. Sie fragt beim erstmaligen Bemerkten ihre Eltern, was diese wunderbaren Melodien zu bedeuten hätten, doch Vater und Mutter gingen über die Frage hinweg und murmelten nur etwas wie Unsinn, bringt überhaupt nichts. In Wirklichkeit

hatten sie ihre Tochter gerne und wollten sie nicht verlieren. Keine Schnecke, die Musik hörte, kam bekanntlich je wieder zurück. Sie wollten für ihr Kind das Beste, was eine Schnecke erreichen konnte. Das war vor allem gutes Futter und Beschaulichkeit. Eine angenehme Behausung war bei keiner Schnecke irgendwann Ziel der Bestrebungen, sie hatten ja ihr Haus immer bei sich.

Eines Tages konnte unsere Schnecke den Verlockungen der Musik nicht mehr widerstehen. Sie kroch über den Rand der feuchten Versenkung, die sie als Nachquartier gewählt hatte, drehte sich noch kurz um, doch da ihre Eltern noch schliefen, hatte sie keinen Grund für Bedenken. Sie fühlte deutlich, dass am Ende ihres Weges, bei Erreichung der Quelle der Musik, die beste Verbindung, die Einheitlichkeit ihres Leibes mit dem Untergrund lag. Es war aber nicht dieses Ziel, das sie so verführte, die Süße der Musik nahm ihr jede Möglichkeit einen anderen Weg zu verfolgen.

Bei einer Wegkreuzung hatte sie einen männlichen Artgenossen getroffen, der den gleichen Weg vorhatte. Zu Unterschied zu ihr hörte er aber nicht die Töne in der Klarheit, die sie wahrnahm. Seine Motivation war eine Art Gottessuche. Er meinte, dass am Ende der Töne die er vernahm, der Gipfel eines Berges lag, auf dem er wissen würde, was die Aufgabe, der Ursprung und die Bestimmung der Schnecken eigentlich war.

Der Rest ist Geschichte.

*Wolfgang Wallner F.*

*Kurzgeschichten*  
*(eine Auswahl)*

Wie es kam, dass ich die Genesis fertig schrieb.

Ich bin eine Flechte, ein Schmarotzer. Als solcher lebe ich unter einem Baum wie vielleicht viele Schmarotzer.

Vor vielen Sonnenuntergängen geschah es, dass eine Frau eine Frucht meines Baumes naschte, davon auch ihrem Gefährten gab und Reste der Frucht fallen ließ.

Durch natürliche Vorgänge gelangten im Laufe der Zeit Teile dieser Reste zu mir und ich bekam Augen und Ohren, konnte zwischen Gut und Böse unterscheiden.

So konnte ich diesen utopischen Roman erfinden. Ich hoffe, dass er eines Tages in Erfüllung geht.

Es wird dann für uns Flechten schön sein zu leben.

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Erste Nacht

Es wurde wieder Nacht. Wie belebend die Dunkelheit die Sinne tötet. Wie schon tausende Male vorher und vielleicht tausende Male nachher fühlte er die Zwiespältigkeit. Gerade in der Finsternis fielen Lichtstrahlen, die das Innere beleuchteten. In diesen kurzen Spannen zwischen Betäubung und Besinnungslosigkeit fiel Licht auf den Platz, auf dem er stand und er sah und wurde mit dem Sehen bestraft. Warum schmerzt Sehen so sehr, warum können andere ohne diesen Schmerz leben ohne zu sein. Oder betäuben andere den Schmerz mit dem Leben um über das Sein nichts erfahren zu müssen?

Trotzdem er sah, verstand er nicht, verstand nicht die Mauer. War dies die Grenze des Seins hinter der sich die vollkommene Leere ausbreitete? Die Wand war ohne jeden Spalt, ja ohne jeden Stein gebaut und doch gaben manche Stellen nach wie Plasma ohne den Blick in die Freiheit zu gewähren, den Durst zu stillen.

Wie süß schmeckte doch die Einfachheit. Seiner Meinung nach war nicht die Einsamkeit sondern die Einfachheit die Schale der Frucht, die ihm so hoch hingte und deren Erreichung das Ziel war. Die Einfachheit lenkte nicht ab und öffnete den Weg zur Erkenntnis. Nicht die Einsamkeit, die er zwar auch als Weg zur Erkenntnis zu erkennen glaubte, die jedoch die Gefahr der Verirrung barg. Leicht konnte man den falschen Weg einschlagen. Oder führt doch jeder weg zum Ziel? War der Irrsinn, der oft in Begleitung der Einsamkeit einher schritt nur ein früheres Erkennen? Wovon? Wenn die Mauer nur nicht wäre.

Er fühlte plötzlich wieder die Zwiespältigkeit der Dunkelheit, die Dunkelheit, die einer Todessehnsucht so ähnlich war. Wie oft verwehrte er sich des Schlafes um den Tag zu nützen. Und doch hinderte diese archaische Furcht vor diesem Tode nicht die Sehnsucht danach. Nicht, dass er das Leben verneinte. Das Leben bei Tag war ihm kein Übel, dünkte ihm sogar freundlich und doch flach, ohne Schatten, wie ein Fahnenmast auf dem die Mittagssonne fiel. Und doch fiel Struktur erst bei Schatten auf. Wichtig im Leben schien ihm die Notwendigkeit Schatten zu werfen und nicht im vollen Licht zu stehen. Einfachheit. Je mehr Seiten beleuchtet sind, je weniger Schatten bedeckt die Erde, der das Verdorren verhindert.

Doch die Wand war da und er konnte sie nicht bezwingen. Noch immer nicht, obwohl er es gestern und die vielen Nächte davor versuchte.

Und die Grenze zwischen Wachheit und Traum verschmolz und er träumte...

*Kurzgeschichten*  
(eine Auswahl)

Achtung: Möglicher Missbrauch von Texten

Gedanken zu:

Grade, klare Menschen  
wär'n ein schönes Ziel  
Leute ohne Rückgrat  
hab'n wir schon zuviel"  
(Bettina Wegner)

(Oder wie Inhalte umgedreht werden können)

Wenn man das Umfeld und die Entwicklung der Autorin nicht genau kennt, ist man als freundlich gesinnter Leser gerne geneigt, in dieser Gedankenlyrik Gesellschaftskritik zu finden, die das Ziel hat, den Menschen zu bessern. Der erste Eindruck von diesen Zeilen vermittelt das Gefühl, Bettina Wegner will damit dem schleimigen, rücksichtslosen Opportunisten, der uns allen aus Beruf, Politik und Journalismus bekannt ist, einen eben geraden und klaren Menschen gegenübersetzen.

Genauer betrachtet, besteht die Forderung der Bettina Wegner aus einer Absichtserklärung: „Grade, klare Menschen wär'n ein schönes Ziel“ und der Feststellung: „Leute ohne Rückgrat hab'n wir schon zuviel“. Da der Feststellung eine Forderung vorangesetzt ist, scheint der Autorin die für sie bestehende Tatsache, dass es zu viele Leute ohne Rückgrat gibt, eine negative und zu verändernde zu sein.

Betrachten wir zunächst die ersten beiden Zeilen:

„Grade, klare Menschen  
wär'n ein schönes Ziel...“

Es erscheint ersichtlich, dass „Grade, klare Menschen“ ein Symbol darstellt und für aufrechte und durchschaubare Menschen (in deren Verhalten) steht. Vordergründig erscheint dieses Ziel als wünschenswert. Offensichtlich begegnen Bettina Wegner auch nicht aufrechte und undurchschaubare Menschen, wie auch uns anderen dies geschieht. Der Psychologie zufolge verhalten sich Menschen immer so, dass ihr Inneres mit den äußeren Umständen in größtmöglicher Übereinstimmung sich befindet. In einer Zeit, in der der Mensch vermehrt psychischem und physischem Druck ausgesetzt ist, erscheint es schwer möglich, dass ein Mensch in größeren Bereichen seines Wesens nicht differenziert wäre und dadurch erscheint er auch nicht immer klar und durchschaubar. Nachdem die Umwelt immer mehr unaufrichtig und undurchschaubar wird, dadurch eine Orientierung erschwert, muss sich auch der Mensch diesem Erscheinungsbild anpassen, tut er es nicht, ist er entweder gezwungen im philosophischen Bereich sich zu erweitern oder aber es kommt die Übereinstimmung ins Wanken, der Mensch erscheint entfremdet, krank oder zumindest nicht im Gleichgewicht bzw. „in der Ordnung“.

Zweifellos ist jedoch der Mensch der Präger seiner Umwelt und prägt sich somit auch selbst.

Durch die Entdeckungen der Naturwissenschaften und möglicherweise kurz vor einem bevorstehenden Paradigmenwechsel durch neuere Erkenntnisse der Physik (z.B. Quantenmechanik, Bohrs Implizierte Ordnung), der Biologie (z.B. Morphogenetische Felder) und auch C.G. Jungs Kollektivem Unbewußten, erscheint die Natur der Welt erklärbar, auch Mystik scheint einigermaßen deutbar, so dass für den derzeitigen Moment mit dem Wissen des Menschen eine durchschaubare Welt möglich erscheint (die neueren wissenschaftlichen Erkenntnisse in den oben angeführten Gebieten lassen jedoch den Schluss zu, dass das Wissen des Menschen wirklich nur für einen Augenblick ausreicht, die Welt zu beleuchten und erkennen). Wenn also der Mensch „grade und klar“ wäre, wäre dies auch die Welt (für einen Augenblick) und so fast eine objektive Orientierung möglich.

Die zweite Zeile drückt jedoch eine Resignation aus, tatsächlich *ist* es ein schönes Ziel, den Menschen zu einem geraden, klaren Verhalten zu bringen. Bettina Wegner dürfte schon Erfahrungen gemacht haben, die ihr zeigen, dass das Ziel nicht leicht zu erreichen ist. Für sie „wäre“ es nur ein schönes Ziel, auf das sie jedoch nicht mehr hinschreitet. Tatsächlich haben vor Wegner schon eine Unmenge Literaten, Philosophen und Religionsstifter versucht, den Menschen zu einer sozialen Humanität zu bilden und sind damit gescheitert. Doch meine ich mit Hermann Hesse, der sagte:

„Damit das Mögliche entsteht,  
muss immer wieder das Unmögliche versucht werden“,

dass kein vergeblicher Versuch wirklich vergeblich ist. Aus Fehlern kann man mehr lernen, als aus Erfolgen. Rupert Sheldrake, ein Biologe, der an einer Theorie der „Morphogenetischen Felder“ arbeitet, meint, dass Erfahrungen einzelner Individuen sich durch solche Felder auf größere Gruppen und letztendlich auf die gesamte Art übertragen können. So wurden zum Beispiel Schafe in Schottland mittels Rundhölzer gezwungen, auf ihren Weidegründen zu bleiben. Die saftigen Nachbarwiesen konnten sie nicht erreichen, da ein Begehen der nur hingelegten Rundhölzer ein Rollen derselben verursachte und die kleinen Hufe der Schafe verletzte. Eines Tages legte sich ein Schaf auf die Hölzer und rollte sich unversehrt darüber. Durch diese Beobachtung lernten die anderen Schafe dasselbe Verhalten, so dass die ganze Herde durch die Rundhölzer nicht mehr zu halten war. Das Merkwürdige in der Folge war, dass in kurzer Zeit alle Schafe der britischen Insel dieses „Wissen“ hatten. Sheldrake postuliert nun auf Grund dieser und anderer ähnlicher Vorkommen ein „Morphogenetisches Feld“, mit dem die Tiere dieses Verfahren weiterleiteten. Mehr Interesse zeigt der Biologe an der Erforschung solcher Felder bei der Entstehung von Organen (z.B. Auge) und Kristallen, doch glaubt er, dass zur Anwendung dieser Felder zwecks Weitergabe von Erfahrungen eine bestimmte Anzahl von Individuen diese Erfahrung gemacht haben müssen. Diese Zahl wird die Grenze der „hundert Affen“ genannt.

Übertragen auf Bettina Wegners Gedanken, könnte es möglich sein, dass es nur noch „zuwenig Affen“ sind, um die Welt ihren Sehnsüchten gemäß zu ändern. Der Quantenphysik entsprechend, ist die Welt nicht in separierbare Teile zu teilen. Alle Elementarteilchen dieser Welt kommunizieren mit allen anderen sofort bzw. sind gar nicht getrennt (Versuch des französischen Physiker Alain Aspect). Wenn zu dieser Erkenntnis noch der Gedanke des Urknalls kommt, nachdem die gesamte Welt aus einem „Einzigem“ entstanden ist, gibt uns das zusammen mit C.G. Jungs Kollektivem Unbewußten für unser Denken und damit Verhalten doch einige Verantwortung.

Es *ist* also doch ein schönes Ziel, gerade und klar zu werden, vielleicht auch ein erreichbares.

Um die den ersten beiden Zeilen folgende Feststellung sinnvoll interpretieren zu können, unterstelle ich Bettina Wegner, dass sie mit der Forderung nach klaren, geraden Menschen solche meint, die denkend nach Orientierung suchen, diese aber immer wieder in Frage stellen und dabei beabsichtigen, soweit möglich Kants „Kategorischem Imperativ“ zu folgen. Sonst könnte man leicht zu der Auffassung kommen, dass Leute mit Rückgrat, unbeugsame, in ihren Ansichten festgefahrene Menschen sind und Wegners Zeilen könnten durchaus auch einem diktatorischen oder sogar faschistischen Regime dienen. Die beiden letzten Zeilen müssen so aufgefasst werden, dass der Mensch, sobald er sich unter oben angeführten Bedingungen auf die Suche nach seinen menschlichen Bedürfnissen begibt, dann unnachgiebig diese fortsetzt. Menschliche Bedürfnisse können sich nur in einem Bereich der menschlich ist befinden. Der Mensch unterscheidet sich (wahrscheinlich) von allem anderen Leben dadurch, dass er sich seiner Selbst bewußt ist und dieses Bewußtsein transzendieren kann.

Um Bettina Wegners Gedanken im Sinne einer menschlichen Weiterentwicklung betrachten zu können, sind wir gezwungen zu interpretieren, dass die Autorin Menschen meint, die in aufrechter, auch unbequemer Haltung nach den Zielen der Menschheit suchen und ihre Suche konsequent verfolgen, auch wenn ein Ziel für sie nicht zu erreichen wäre. Helfen wir ihr dabei?